

Tages-Rundschau.

Infolge des Fortbestehens der politischen Beunruhigung hatten die deutschen Börsen gestern wiederum eine starke Belastungsprobe auszuhalten. Erneut erfolgten stärkere Abgaben, die bei dem Mangel an Käufern zu bedeutend ermäßigten Kursen Aufnahme finden konnten. Weitere mehrprozentige Kursverluste waren für alle Spekulationsmärkte zu verzeichnen. Nur der Deutsche Rentenmarkt zeigte sich gut gehalten.

Renntwettgesetz und Alpenpendäre. Die vielfach geäußerte Ansicht, daß das Renntwettgesetz, das durch den Schluß des Reichstags mit unter den Tisch geschoben ist, endgültig erledigt sei und nicht wieder eingebracht werden sollte, wird von den Deutschen Tageszeitungen als nicht richtig bezeichnet. Die zukünftigen Stellen sollen im Gegenteil erschlossen sein, das genannte Gesetz zugleich mit der Vorlage über die Aufhebung der Besätze der Alpenpendäre unmittelbar nach dem Wiederzusammentritt des Reichstages von neuem einzubringen. Selbstverständlich werden bei der neuen Fassung des Renntwettgesetzes die geäußerten begründeten Wünsche nach Möglichkeit berücksichtigt werden.

Deutschlands Finanzkraft.

Das von Dr. Karl Helfferich zum Regierungsjubiläum unseres Kaisers im vorigen Jahre veröffentlichte Wertes über Deutschlands Volkswohlstand 1888-1913 ist neben dem vierten Auflage bei Georg Stilke-Berlin erschienen, und zwar mit einem wertvollen Geleitwort, das die Ereignisse der jüngsten Zeit in den Rahmen der Betrachtungen einbezieht. Ganz besonders eindringlich weist Dr. Helfferich auf die Tatsache hin, die auch in der Beurteilung des In- und Auslandes immer mehr als Tatsache anerkannt wird, daß das bis in die letzten Jahre vorherrschende skeptische Vorurteil, Deutschlands finanzielle Kraft verzeihlich sich trotz der gewaltigen Zahlen unserer Produktion und unseres Handels in sich selbst unzulänglich und falsch sei. Er fährt dann fort: „An manchen Stellen hat man darauf geredet, daß wir unter der Last des großen Kapitalbedarfs unserer verhältnismäßig jungen Industrie, verbunden mit dem Druck der gewaltigen Ausgaben für Meer und Flotte zusammenbrechen müßten. Nicht nur im Ausland, auch im Inland hat man vor wenigen Jahren gemeinelt, ob Deutschland finanziell den Anforderungen eines modernen Krieges gewachsen sei. Die finanzielle Eintreibung Deutschlands galt in manchen Köpfen bis vor kurzem, auch noch, als die politische Eintreibung bereits gefeiert sei, als ein langsames und blutiges, aber unfehlbares Mittel, Deutschland auf die Knie zu zwingen. Tempus passavit! Die Marokko-Krise, der Tripolitanienkrieg und die Balkankriege sind über die Welt dahingebraust und haben die Kapitalmärkte erleichtert. Deutschlands Finanzkraft hat den Stürmen stand gehalten, so gut und besser als irgend ein anderes großes Land. Deutschland hat seine Flotte ausgebaut und zugleich ohne Anleihe die große Heeresverfärfung auf sich genommen; dabei trägt es für die sozialen Zwecke der Arbeiter- und Angestelltenversicherung einen Aufwand, der den laufenden Ausgaben für Meer und Marine gleichkommt — eine von keinem anderen Lande der Welt auch nur annähernd erreichte Leistung. Deutschlands Finanzkraft ist gleichwohl unerfütterter geblieben, daß sich sogar durch die Rückzahlung der wiederholten Auslandsgelder gefestigt und hat sich fast genug erproben, um in schweriger Zeit auch dem befreundeten Ausland eine Stütze zu sein.“

Im trübsamer Weise beleuchtet dann Dr. Helfferich die Finanzpolitik und die Finanzkraft Frankreichs und konstatiert, daß Frankreichs budgetäres Gleichgewicht gestört sei, daß schwere innere Kämpfe um die Wiederherstellung der Ordnung in den Staatsfinanzen ausgefochten werden müssen, weil Frankreich seine Finanzkraft vollständig in den Dienst der auswärtigen Politik gestellt und dabei seine eigene finanzielle Stärke sehr überdehlt habe. Deutschland dagegen hat in den letzten zwei Jahrzehnten seinen Kapitalzuwachs zum weitestgehenden Teil — etwa zu 85 Prozent — für innere Zwecke verwendet, nur einen bescheidenen Bruchteil im Auslande. Deutschland hat seine ganze wirtschaftliche Ausrüstung erneuert und modernisiert, in der Industrie so-

wohl wie in der Landwirtschaft, in den kommunalen und staatlichen Betrieben. Es hat damit seine produktiven Kräfte in einem Maße verbessert, wie in dem gleichen Zeitraum kein anderes Land. Seine Stärke ist nach außen vielfach als Schwäche erschienen: der riesige Kapitalbedarf für den inneren Ausbau, der geringe Umfang der für Auslandszwecke verfügbaren Mittel, verbunden mit den periodischen, von starkem wirtschaftlichen Wachstum untrennbaren Störungen haben häufig den Einbruch ernstster Schwierigkeiten erzwungen, und angelegene auswärtige Schriftsteller haben noch in den letzten Jahren über „les embarras de l'Allemagne“ Bücher geschrieben. Frankreich dagegen ist geradezu das Rehrbild unserer Entwicklung: alter Reichtum und geringe wirtschaftliche Tätigkeit im Innern, infolge dessen starker Ueberfluß an Kapitalien für Anlegen in ausländischen Werten. In den Jahren 1906-1911 war der Jahresdurchschnitt der Reuission von Wertpapieren in Frankreich rund 3,5 Millionen Mark in Deutschland rund 3 Milliarden Mark. In Frankreich kamen von der Gesamtmission 78% gleich 2845 Millionen Mark auf Auslandszwecke, in Deutschland dagegen nur 11%, gleich 326 Millionen Mark, während auf inländische Investitionen in Frankreich nur 620 Millionen Mark, in Deutschland dagegen 2654 Millionen Mark entfielen. Wo wirtschaftlicher Kraftzuwachs, wo scheinbare Ueberlegenheit ist, das muß sich zeigen, wenn der innere Ausbau des deutschen Wirtschaftsapparates aus der Periode der völligen Ausschöpfung in die Periode ruhiger Weiterentwicklung eintritt. Wir sind augenscheinlich in den Anfängen dieses Ueberganges. Im Jahre 1912 hat seit langen Jahren zum erstenmal die Gesamtheit der industriellen Aktiengesellschaften eine beträchtlich größere Summe an Dividenden ausgeschüttet, als sie gleichzeitig an neuen Kapitalien investierte.“

Wir haben also, alles in allem betrachtet, berechtigten Anlaß, unsere Finanzkraft, namentlich im Hinblick auf das „reiche“ Ausland, nicht zu gering einzuschätzen. Aber wir müssen uns auch geteuen, wie Dr. Helfferich am Schluß seiner außerordentlich feinsinnigen Darlegungen scharfsinnig hervorhebt, daß wir nur dann die ertämpfte Stellung behaupten und nur dann weiter an Terrain gewinnen können, wenn wir aus den Fehlern der anderen zu lernen verstehen. Wir sind noch in den Anfängen, in hoffnungsvollen, aber noch viel Arbeit und Kampf, woran es ja nie fehlen wird, liegt vor uns. In einer Zeit, in der es uns besser geht als anderen, tut uns mehr denn je not, die nüchterne Einschätzung der eigenen Kräfte; in einer Zeit, in der alle Welt mehr denn je nach Golde drängt, brauchen wir noch mehr als sonst die höchste, feiner Bedienung erzielende Disposition über unsere Mittel. Hüten wir uns also vor allem vor einer Selbstüberhöhung, vor einer Ueberbitterung der Kräfte und Zerplitterung der Mittel!

Der Prozeß gegen Frau Caillaux.

Der zweite Verhandlungstag.

Paris, 21. Juli. Die heutige Verhandlung begann etwa 10 Minuten nach 12 Uhr mittags mit dem Berhör der Zeugen, unter denen zunächst mehrere Angestellte und Redakteure des „Figaro“ sind, die darüber bis in die kleinsten Einzelheiten auslegen, wie sie Frau Caillaux am dem betreffenden Abend empfingen, wie sie in Calmettes Arbeitszimmer eingeführt wurde und wie sie sich nach den Revolvergeschüssen verhielt. Der Redakteur Bonetton erklärt, daß der Verletzte ihn sofort nach seinem Eintritt in sein Zimmer gebeten habe, die auf dem Tisch liegenden Papiere beiseite zu bringen. Er habe sie gemeinschaftlich mit einem andern Redakteur in einen großen Umschlag gesteckt, der dem Kassierer eingehändigt wurde. Auf die Frage Laboris, ob dabei irgendein Papier habe verschwinden können, antwortete der Zeuge, ließ davon überzeugt zu sein, daß dies nicht der Fall ist, da sämtliche Papiere in den Umschlag gesteckt worden seien.

Bevor Herr Caillaux zu seinen Aussagen in den Saal gerufen wird, ließ der Präsident Ribaud die Gelegenschriften über die Störungen von Gerichtsverhandlungen verlesen. Inmitten allgemeiner Spannung tritt dann Herr Caillaux an die Jugendtribüne. Er erzählt zunächst sein Familienleben, von seiner Verheiratung mit Frau Guenon an, ihre Eheverhältnisse und wie er damals schließlich seiner jetzigen Frau die beiden intimen Briefe, die seinen eigenen Lebenslauf enthielten, schrieb, deren Veröffentlichung sie so sehr fürchtete. Nach ihrer Ablehnung habe er daran gedacht, daß sie verloren gehen könnten, und sie sich zurückerbitten. Er habe dann aber dem Fehler begangen, sie nicht zu verbrennen. Am nächsten Morgen waren sie aus seinem Schreibtischschubfach verschwunden. Frau Guenon hatte sie ihm entwendet. Für ihre Zurückerstattung bot er damals die Scheidung oder die Auslösung. Letztere fand statt, und die beiden Briefe wurden vor Zeugen verbrannt, nachdem Frau Guenon ihm ehrenrührig erklärt hatte, daß sie weder Abschrift noch Photographie davon besäße. Fünfzehn Monate später habe er sich dennoch veranlaßt gesehen, die Ehe-

cheidungsklage einzureichen. Als er dann noch seiner Wiedererheiratung Ministerpräsident wurde, habe er erfahren, daß man die Photographien der Briefe anderwärts ausgeboten habe. Hierauf erklärte er mit von Schluchzen erfüllter Stimme, wie er mit seiner jetzigen Gattin in jeder Beziehung ein volles Familienmitglied geworden habe. Als das Ministerium Barthou fürzte, habe sie ihm dringlich gebeten, in dem neuen Ministerium kein Amt anzunehmen, und er habe ihr dies schließlich zur Beruhigung auch versprochen, ihr aber dann später seine Pflicht vorgefügt, daß er annehmen müsse. Die Pressefalschungen hätten ihn stets gleichgültig gelassen, und er habe als Politiker niemals zu irgendwelchen Mitteln gegriffen, um gewisse Heerereien einstellen zu lassen. Er sei dann davon unterrichtet worden, daß Calmette die betreffenden Briefe veröffentlichte werden. Zunächst habe er dies nicht glauben wollen, bis die erste Veröffentlichung erschien. Durch die Prinzessin Estradere habe er auch gemut, daß man Calmette hierfür Geld angeboten habe, und er habe erfahren, daß auch verschiedene Abendblätter Angebote erhalten hätten. Hierauf erzählte Caillaux den ganzen Verlauf des Tages, an dem sich das Drama abspielte.

Im weiteren Verlauf wurde die Sitzung unterbrochen. Bei der Wiederaufnahme der Sitzung um halb 6 Uhr nachmittags dankt Caillaux zunächst den Geschworenen, daß sie ihm einige Augenblicke der Ruhe gewährt haben. Er erklärt, daß er sich in der Notwendigkeit befinde, über die politische Campaigne, die gegen ihn geführt worden sei, Aufklärung zu geben. „Niemand“, so ruft Caillaux aus, „ist eine solche Campaigne mit solcher Hartnäckigkeit und solchem Haffe geführt worden“. Aber woher rührt diese ganze Leidenschaft und dieser Haß? Sie rühren daher, weil Caillaux von der Notwendigkeit einer fiskalischen Reform überzeugt war und, weil die Gegner Caillaux der Ansicht waren, daß jedes Mittel heilig sei, dem Mann auf die Knie zu zwingen, der diese Reform herbeiführen wollte. Caillaux nennt dann die verschiedenen Klären, in denen man ihn verächtlich habe. Die unerhörtesten Verleumdungen, so erklärte Caillaux, sind in die Welt gesetzt worden, um den Mann unschuldig zu machen, der die fiskalische Reform verlangte. Man hat mir ein fräuliches Verbrechen in der Rochette-Affäre vorgeworfen, man hat mich des Betrags bei den deutsch-französischen Verhandlungen beschuldigt, man hat mir vorgeworfen, daß ich mein Amt dazu mißbrauche, um mir einen Nebenberuf zu schaffen. Aber ich werde mich verteidigen. Es handelt sich um meine Ehre und die meiner Frau. Lazarus, der Redakteur des „Figaro“, hat ihnen erklärt, daß er Dokumente gegeben habe, die die besagten Angriffe auf meine Ehre enthielten. Indem ich mich persönlich verteidigte, halte ich zugleich schützend meine Hand über die nationalen Interessen. Allerdings werde ich als ehemaliger Kabinettschef von gewissen Dokumenten (Caillaux spielt hier auf das sogenannte grüne Dokument an) nicht sprechen, da ihre Veröffentlichung den Interessen des Landes schaden würde. Im weiteren Verlauf der Auslage Caillaux kommt es zu einem heftigen Wortwechsel zwischen Labori und Caillaux und dem Redakteur des „Figaro“, Lazarus, andererseits.

Die Sitzung wird sodann um halb 7 Uhr geschlossen und auf morgen vertagt.

Dermisches.

Frantennau. Einen unangenehmen Verlust hatte eine Gruppe Wandervögel, die Ende der vorigen Woche hier übernachteten. Morgens wuschen sie sich an dem Bach, der durch den Ort fließt. Der Führer der Gruppe, ein Oberlehrer aus Hamburg, hing seinen Brustbeutel, in welchem sich die Reisefasse mit etwa 130 Mark Inhalt befand, an einen Gartenzaun und vergaß, ihn wieder an sich zu nehmen. Erst in Warburg bemerkte er seinen Verlust. Er telephonierte sofort, kam auch persönlich nach hier, aber alles Suchen blieb erfolglos. Betrübten Herzens mußte er weiter ziehen, denn der „ehrliche Finder“ wird wohl kaum das Geld zurückgeben.

Wie alt sind die Strohmänner? Knappe fünfzig Jahre, sie bestehen nämlich erst so lange in wirtlich nennenswerter Zahl, als die durch die Eisenbahnverbindungen erhaltenen Verkehrs-Erleichterungen den Frauen ein bequemes Erholungsreisen ermöglichen. Früher war das Reisen kein Vergnügen, sondern mehr ein geschäftliches Ruch, und wenn der Mann zu den Weifen mit der Post oder im Frachtwagen reiste, blieb die Frau als Strohmännchen, wie man scherzhaft sagte, zurück. Vor etwa zweihundert Jahren fand sich diese Wendung zuerst in der deutschen Literatur. Unser Dichterkönig Goethe läßt im „Faust“ die Marthe Scherzweifen zum Wephistopheles fragen: „Woh! vergeiß! meinem lieben Mann. — Er hat an mir nicht wohl getan. — Weh! stracks da in die Welt hinein — und läßt mich auf dem Stroh allein.“ Herr Scherzweifen wußte allerdings, warum er ging. Zutreffend ist, daß die Strohmänner besser sind, wie ihr Kung mitunter behauptet.

Der Erbe.

Roman von D. Eiser.

(15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Eine Weile blieb der Arzt in Nachdenken versunken sitzen. Dann trat ein stiller Ausdruck in seine Augen; er stand plötzlich auf und begab sich in das Wohnzimmer, wo seine Frau mit einer Näharbeit beschäftigt am Fenster saß.

Erstarrt blickte Frau Winter von dem großen Haufen Wäsche auf, den sie in Ordnung brachte, da es nicht oft vorkam, daß ihr Wäsche sie aufsuchte.

Sag einmal, Minna, begann er lächelnd, erinnerst Du Dich noch, wohin Du die Sachen des Herrn Leonhard Rönkeberg geschickt hast, nach... er so plötzlich verdrückt war?

Gewiß, antwortete sie. Rönkeberg schrieb aus Bad Rieberg, er habe dort eine Stellung als Kapellmeister angenommen. Zugleich bezahlte er seine Rechnung und bot, seine Sachen dorthin zu senden.

Richtig. Hast Du den Brief aufgehoben?

Ja. Ich demahre berattige Briefe stets auf, um einen Beweis in Händen zu haben, wenn etwaige Reklamationen kommen.

Du bist ein kluges Frauenchen, sagte der Doktor lächelnd. Stand in dem Briefe nichts Besonderes?

Rönkeberg schrieb, er hätte in Bad Rieberg einige Damen, die er bei uns kennen gelernt habe, wieder getroffen.

Wah! Das stimmt. Und weicht Du, wer diese Damen waren?

Kein. Nun — Frau Professor Dannebaum und Fräulein Adelaide. Frig! Du meinst doch nicht, daß das eine Verabredung war?

Wer kann es wissen? Aber jedenfalls dürfte Don Leonardo den Damen späterhin recht unbedequem geworden sein, denn Fräulein Adelaide Dannebaum hat sich in Bad Rieberg verlobt.

Was Du sagst! Mit wem denn?

Mit Baron Erich von Rieberg!

Wie?

Mit Baron Erich von Rieberg, dem Oheim Kolls?

Aber das ist ja nicht möglich! Der Baron ist doch ein alter Mann!

Sechzig Jahre, soll aber noch sehr rüstig sein — ein vollendeter Uebereiser — und, was wohl den Ausschlag gegeben hat, er ist ein scharfer Mann.

Ich kann es noch immer nicht recht glauben. Da — lies einmal den Brief hier!

Er reichte ihr den Brief der Frau Professor Dannebaum, den sie durchslog, während ihre Wangen immer mehr erötheten.

Das ist ja schändlich! rief sie dann empört. Sie hop: Den alten Mann richtig eingekauft! Denn von aufrichtiger Liebe eines jungen Mädchens zu einem sechzigjährigen Manne kann doch wohl nicht die Rede sein?

Wer weiß? Der Baron soll noch ein schöner Mann sein. Unfinn! Er könnte Adelaides Großvater sein! Mein Gott, was wird Koll dazu sagen?

Diese Frage habe ich mir auch schon vorgelegt. Aber Du siehst, daß ich richtig handelte, indem ich mein Verhältnis zu Koll löste. Er hat jetzt nicht die mindeste Aussicht mehr, ein reicher Mann zu werden.

Hast Du ihn nur dieser Aussicht wegen bei Dir aufgenommen? fragte seine Frau in scharfer Tone.

Allerdings. Ich bin kein solcher Tor, daß ich mein Geld zum Fenster hinauswerfe. Ich weiß auch noch nicht, wie ich jetzt zu meinem Gelde kommen soll. Adelaide wird ihrem Herrn Gemahl kaum gestatten, für Koll, der sie einst verheiratet hat, etwas zu tun. Ihm — vielleicht kann ich mich mit Frau Dannebaum auseinandersetzen...

Was hast Du vor, Frig?

Vorläufig noch nichts. Ich muß mir die Sache erst einmal reiflich überlegen. Ich gebe Dir übrigens die Erlaubnis, Deinen Freunden im Dorfe das große Ereignis mitzuteilen. Du wirst ja dann leben, was für ein Gesicht Koll dazu macht. Jedenfalls ist er der Herringelassene!

Ich bedauere ihn aufrichtig.

Du hast Du auch allen Grund. Wenn er sich auch ferner meiner Meinung anvertraut hätte und nicht diese verrückte Verlobung eingegangen wäre, würde ich ihm schon in anderer Weise geholfen haben. Ich besitze ein Mittel, den Hochmut der jetzigen Frau Baronin etwas zu dämpfen.

Was willst Du damit sagen?

Denk! Du nicht an Leonard Rönkeberg? fragte Doktor Winter lächelnd. Ich besitze zum Glück noch einige der jährtlichen Liebesepisteln, welche die jetzige Baronin an Don Leonardo schrieb und die er unvorsichtigerweise in dem Schreibtisch liegen ließ, als er plötzlich verstorben, ohne seine Rechnung zu begleichen.

Du willst doch diese Briefe nicht etwa benuhen, um... Frig, das wäre gemein gehandelt!

Rege Dich nur ja nicht auf! Noch habe ich in dieser Sache nichts beschlossen.

Du wirst die Briefe verbrennen!

Das werde ich nicht tun! Es ist immer gut, wenn man eine Waffe in Händen hat. Und Verluste will ich jedenfalls nicht erleiden, weil ich so gutmütig war, Koll von Rieberg hier aufzunehmen. Ich werde leben, was ich machen läßt.

Damit verließ er das Zimmer.

Frau Minna eilte in größter Erregung in das Dorf hinunter.

13.

Silde legte sanft den Arm um den Nacken Kolls und schmiegte die Wangen an sein Haupt.

Hör' auf zu arbeiten, Liebster, sagte sie, es wird schon dämmerig.

Er richtete sich von dem Schreibstisch auf, dem er gearbeitet hatte, empor und sah ihr lächelnd in die Augen.

Ich hatte gedacht, heute noch mit dem letzten Bilde der Serie fertig zu werden, entgegnete er, aber ich sehe ein, daß ich es auf morgen verschieben muß. Wie gefallt Dir übrigens meine Soldaten?

Bretterlich! Besonders da der Leutnant im Vordergrund ist famos!

Ja — der Leutnant! Weicht Du, Silde, daß ich den nach dem Modell eines früheren Kameraden entworfen habe?

Das sieht man, daß ein lebendes Modell dazu gestanden, meinte sie lachend.

Er war ein netter Kerl — aber furchtbar leichtsinnig. Möchte wohl wissen, was aus ihm geworden ist.

Nach er seinen Abschied?

Ja — er ging nach Amerika, der arme Kerl — ich habe ihm noch das Reisegeld gegeben.

Konnte er denn hier gar nichts beginnen?

Er hatte ja nichts gelernt als Reiten, Tanzen, Fechten und — Spielen.

Siehst Du, Koll, da warst Du doch besser dran! Du hattest Dein Talent, Dein Können — darauf konntest Du ein neues Leben aufbauen.

Ich wäre ebenso untergegangen, wie jener, wenn Du nicht gewesen wärest, Silde.

Oh, sage das nicht, Koll.

Doch, Liebste, Dir verdanke ich alles.

Er zog sie an seine Brust und sie schlang innig die Arme um seinen Hals. So blieben sie schweigend sitzen, während ihre Herzen innige Zwiegespräche hielten.

Durch das Atelierfenster flutete der goldene Schein des Abendrottes herein und hüllte das kleine, einfach ausgestattete Atelier in eine rosige Dämmerung. Ein letzter Strahl der scheidenen Sonne beleuchtete ein fast vollendetes Portrait Sildes, das auf einer Staffelei stand, so daß es lebenswahr und warm aus dem Dunkel des Zimmers hervortrat.

Seit einigen Wochen waren Koll und Silde verheiratet. Sildes Vater hatte sie am heiligen Weihnachtstag getraut, dann waren sie hinausgezogen in die Welt zur gemeinsamen Arbeit, zum gemeinsamen Erstreben.

Weit draußen im Westen Berlins, wo sich die hohen Bauten der Großstadt zwischen den Feldern verloren, hatten sie eine hübsche Wohnung mit einem kleinen Atelier, fünf Treppen hoch gemietet. Dort lebten sie ihrer Liebe und ihrer Arbeit.

Ein bekehrendes Leben war ihnen gesichert. Der Verleger, welcher die Gedichte des Barrers Lingardt herausgegeben, hatte an den Zeichnungen und Entwürfen Kolls Gefallen gefunden; er engagierte ihn mit einem festen Gehalt als Zeichner und Illustrator für seinen großen Verlag und stellte ihm eine Aufbesserung seines Gehaltes in Aussicht, wenn er sich bemühte. So waren sie der eigentlichen Sorge um das Lebensnotdurft überhoben, zumal auch Sildes Arbeiten guten Absatz fanden.

Silde veruchte auch sehr ihr schriftstellerisches Talent zu verwerten; ein weit verbreitetes Blatt hatte auch bereits eine Novelle vor ihr gebracht und gut honoriert.

Mit freudigem Vertrauen sah das junge Paar somit in die Zukunft. Wenn sich auch nicht alle künstlerischen Ideale Kolls verwirklicht halten, wenn er auch, statt seine Phantasie mit großen Genüden frei walten lassen zu können, nach den Aufträgen und Ideen seines Verlegers mit dem Zeichenstift und der Zeichenfeder arbeiten mußte, so fand er doch seine Befriedigung darin, in dieser Arbeit sein Bestes zu leisten und sich und Silde durch seine Arbeit eine gesicherte Stellung in der menschlichen Gesellschaft zu erwerben.

Arm in Arm traueten sie in das einfach aber traumlich eingerichtete kleine Wohnzimmer, das Silde mit künstlerischem Geschmaack und echt weiblichem Empfinden ausgestattet hatte. In einer Fensterbank, umgeben von einigen dunkelgrünen Blattschmuckpflanzen, stand ihr Schreibtisch, an dem sie fast den ganzen Vormittag zu arbeiten pflegte, da ihr kleiner Haushalt sie nicht allzufehr in Anspruch nahm, denn die alte Magd Kathrine, welche sie als ihrem Heimatsorte mitgebracht, fast ganz allein besorgte.

Von den Fenstern aus hatte man einen weiten Ausblick auf die noch unbauten Felder bis zu dem sich dunkel am Horizont abhebenden Grunewald. Rechts hand begrenzen die Linde und Dächer Charlottenburgs den Gesichtskreis, während sich links die Silhouetten der westlichen Vororte hinzogen. Einzelne große Bauten erhoben sich aus der jetzt in tiefem Schnee daliegenden

Sind Sonnenbäder gesund? Die große Hitze, der lachende Himmel und die strahlende Sonne, geben dem Erholungssuchenden in der Sommerfrische und im Seebad Veranlassung, ausgiebige Sonnen- und Luftbäder zu nehmen, um den an Sauerstoff gebliebenen Körper einmal gründlich „auszulüften“. Da alle der Ansicht sind, daß ihr Körper so viel an Gesundheit gewonnen hat, daß sie gerade jetzt die Frage an Stelle, ob Sonnenbäder gesund sind, und in welcher Form sie gesundheitsfördernd oder schädlich sind. Die Sonne hat entschieden eine große heilende Kraft. Der Körper des Menschen ist aber durch Jahrhunderte durch Gleichheit der Luft und Sonne entwöhnt. Seht man nun die blasser Haut stundenlanges Sonnenbädern aus, dann entsteht an der Hautoberfläche eine zu starke Reaktion, sobald mancherlei Schädigungen der Gesundheit von jedem Arzt festgestellt worden sind. Kopfschmerzen, Blutanstrich zum Kopf und hartes anormales Herzklopfen sind die harmlosen Folgen der Dauer Sonnenbäder. Eine weitere Folge ist die sehr schmerzhaft Verengung der Haut. Dieser Verengungszustand ist durchaus nicht wie man oft, besonders in den Seebädern hört, ein hervorragendes Mittel gegen Rheumatismus und Gicht, sondern hat darauf gar keinen Einfluß. Er ist ein gewöhnlicher Zustand der Verengung leichter Form und hat wie alle Verengungszustände natürlich schädliche Wirkung, die sich in verminderter Hautatmung und in schmerzhaften Zusammenziehungen der Haut äußert. Wenn man also wünscht, daß die Sonnenbäder der Gesundheit zugute kommen, dann müssen sie nach ärztlichen Vorschriften genommen werden, d. h. man vermeide zuerst eine zu starke Bestrahlung des Körpers durch die Sonne während mehrerer Stunden. Kurze Sonnenbäder von einer halben Stunde Dauer können, besonders wenn der Körper in ein weißes Leinentuch gehüllt ist, nur günstige Folgen haben. Man vermeide es, durch Sonnenbäder in Schweißzustand zu geraten oder einen Verbrennungsprozess der Haut hervorzuwirken. Am frühen Vormittag sind die Sonnenbäder in der Mittagsstunde vorzuziehen. Wehnlich verhält es sich mit den Luftbädern. Diese üben zwar nicht eine so kräftige Wirkung auf die Hautoberfläche und Blutlauf, müssen aber auch in bestimmten Grenzen genommen werden, da auch sie zu allerlei Nebenwirkungen führen können. Luft- und Sonnenbäder sind beide nur vor dem Baden zu nehmen, nicht aber, wie man es stets wieder festhalten kann, nach dem Baden. Der Körper ist durch das Bad in bestimmter Hinsicht geschwächt und dann nicht mehr so fähig, die durch die Sonnenstrahlen und die warme Luft hervorgerufenen Reaktionen während mehrerer Wochen hindurch ohne Schädigung der Gesundheit zu ertragen.

Über Arbeiterwohnungen einst und jetzt heißt es in einer Flaubert der Köln. Ztg.: Als ich ein Kind war, wurde uns eines Tages ein gemachter, liebgeordneter Spaziergang völlig verdrängt. Mauer kamen und setzten vor die hübscheste Stelle eine Schnurtrabe oder Reihe von kleinen tristen Häusern — vierstöckige Kaffeehäuser, je zwei und mit einem Anbau verbunden, in welchem dunkeln Badstein, eine genau wie das andere, nach Schema F. Als die triste Linie fertig war, nannte man das Ganze „Arbeiterkolonie der hohen Werte“, damit dem lieben Gott, daß man nicht auch eine Kammer in dieser nummerierten Tristigkeit war, und ging fortan einen anderen Weg, weil das Ganze in seiner nackten, fahlen Eintönigkeit es fertig brachte, die ganze Gegend trist und traurig zu machen. Jetzt Jahre später sah ich dann auf der großen Ausstellung in Düsseldorf 1902 das Modell eines modernen Kruppischen Arbeiterhauses. Staunend wanderte man durch dieses Hauschen, das in aller praktischer Einfachheit so hell und freundlich, in aller Zweckmäßigkeit so harmonisch und gefällig war. Ich erinnerte mich, daß irgend jemand höhnisch bemerkte: „Na ja, Ausstellungsobjekt. In Wirklichkeit wird die Geschichte schon anders aussehen.“ Und daß ein häßlicher Mann aus dem Volk darauf erwiderte: „Nein, in Wirklichkeit ist das ganz genau so. Kommen Sie doch nach Essen und sehen Sie sich's an.“ Kürzlich nun war ich in Essen, um eine ganz moderne Feste zu sehen. Man muß voraussetzen, daß es freilich vielleicht keine S. ist, die im Punkt des Stadtbauwesens namentlich aber im Punkt der Wohnungsangelegenheiten für kleine und mittlere Leute derart fortschrittlich ist wie Essen, Stadtverwaltung und Industrie regen sich gegenseitig an, und großartige Leistungen aus den Kreisen der Großindustrie ermöglichen Anlagen, die freilich mangels so fürstlicher Mittel anderorts unerschwinglich sein würden. Wie beispielsweise die Jwemilionsentlastung der Frau Krupp die Margaretenhöhe ermöglichte, im Volkstum nach dem leichten Bruchteil Regensdorf das Wegendörchen geheißen, das am weitesten Beispiel eines einheitlich durchgeführten, dem Charakter des Landes angepaßten Vorortes mit denkbar hübschen und denkbar billigen Einfamilienwohnungen, mitten in ausgedehnten Parkanlagen. Das alles vorausgesetzt, lehnen wir zu der Feste zurück: Gottfried Wilhelm Feste der Essener Steinkohlenbergwerke. Schon im Bereich der Feste muß man frühere Erinnerungen unternehmen.

Obene, die durch einen Eisenbahndamm durchschnitten wurde, auf dem gerade jetzt ein Zug daherkam.
Es war kein so anheimelndes Bild, wie das der Gebirgsheimat bildete. Man spürte zu sehr die Unrast der Großstadt. Dennoch lag jetzt in dem winterlichen Abend, als allmählich die Laternen der langen Straßenzeile aufstammten, eine Ruhe, ein Schweigen über der ganzen Landschaft, welches einen anheimelnden Eindruck hervorbrachte — die Ruhe, die Beiriedigung nach reichlich getaner Arbeit machte sich wohlthuend geltend.
Durch die Stille der Abenddämmerung erklang schrill die elektrische Klingel der Korridor.
Wer mag jetzt noch kommen? fragte Koll.
Wahrscheinlich ein Bote von der Dreierlei, entgegnete Hilde. Ich will die Lampe anzünden.
Man hörte den schlurfenden Schritt der alten Magd auf dem Korridor; die Entzerrung wurde geöffnet; einige Worte wurden gesprochen. Dann trat Kathrine in das durch den milden Schimmer der Lampe sanft erleuchtete Zimmer und überreichte Koll eine Visitenkarte.
Koll blickte überrascht auf und überreichte seiner jungen Frau die Karte.
Der Rentmeister meines Onkels, jagte er. Was mag er bei mir wollen? Soll ich ihn empfangen, Hilde?
Gehst, Koll. Wir dürfen einer Annäherung Deines Onkels nicht aus dem Wege gehen.
Ich glaube nicht an diese Annäherung. Doch lassen Sie den Herrn eintreten, Kathrine.
Die alte Magd einkerkerte sich.
Gleich darauf schob sich die dürrige Gestalt des Rentmeisters Sperling mit dem schlauen Fräulein durch die Tür.
Ihr Besuch freut mich in Erstaunen, Herr Rentmeister, begann Koll.
Der kleine Mann war sichtlich außer Atem. Er rang nach Luft. Sie wohnen aber sehr hoch, Herr Baron.
Koll lachte.
Wie es sich für einen Künstler geziemt, Herr Rentmeister. Aber nehmen Sie Platz. Wenn Sie sich genügend erholt haben, sagen Sie mir, was Sie zu mir führt.
Herr Sperling setzte sich und sah sich mit dem Taschentuch über die nasse Stirn.
Ihre Frau Gemahlin, vermute ich, Herr Baron?
Ja, meine Frau.
Der Rentmeister verbeugte sich.
So darf ich wohl ohne Umhüllnisse sprechen?
Bitte!
Ich — ich komme im Auftrage des Herrn Barons, Ihres Herrn Oheims.
Hil!
Wie Sie wissen werden, hat sich Ihr Herr Oheim vermindert.
Ja, ich weiß es, entgegnete Koll, und seine Stirn verbläuterte sich.
Aufrichtig gesagt, Herr Baron, wir waren über diesen Schritt Ihres Herrn Oheims nicht einig gewesen. Aber Sie kennen ja Ihren Herrn Oheim — was er einmal bei sich beschließen hat, was lohnt er durch, ohne sich an die Ansicht anderer Menschen — selbst wenn sie seine besten Freunde sind — zu bekümmern. Das war ja auch der Fall bei dem unglücklichen Zerwürfnis zwischen Ihnen und ihm.
Sind Sie hierhergekommen, um mir das zu sagen?

Nichts mehr von Rauch, Ruß oder Schmutz. Saubere, blanke Gebäude in adretten Anlagen, mitten im Buchenwald. Elektrizität bewegt alles und fördert einen so glatt in 1200 Meter Tiefe herunter, als ob man im Warenhaus ein paar Stockwerke im Fahrstuhl führe. Unten empfängt einen heile elektrische Beleuchtung. Wenn man dann freilich in das unterirdische Reich der ewigen Dunkelheit hinein wandert, in dem nur hier und da ein Glühbirnenlicht leuchtet, wie ein verlogenes Glühwürmchen, dann wünscht man von Herzen den Augen, die acht oder sechs Stunden des Tages in die Finsternis hinein, über Tage möglichst viel Farbe und möglichst viel Licht. Nun, nach der Erleuchtung merken wir das Grubenzeug ab, verdammt uns durch die für alle, auch für der letzten Arbeiter, stets bereit warme Braue aus schwarzen Knappen wieder in laubere Liebertagmenschen und fahren noch ein bisschen an die Ruhr. Wir passieren etwas, das ich hier draußen in der Nähe des Waldes und des Fließens für eine Landhausvorstadt halte. Offene Bebauung, gefällige Straßen, die meisten kleinen Häuser sehr geschmackvoll, offensichtlich von besonders tüchtigen Architekten erbaut, und alle im vollen Blüthenstand prangend — viele von Kletterrosen und Gerant bis ans heimlich übertragende Dach und bis aufs Dach hinauf überdeckt und überduftet. Ueberall Blumen in netten kleinen Gärten, leicht insand zu erhaltendes Holzwerk, gefällig erbaute Dachprofile sorgen überall für Abwechslung im Bild der gut gehaltenen Straßen; alles ist schneid, farbig, bediegen. Ich frage, erteilt vom anmutigen Anblick: „Was ist dies nun für eine allerliebste Landhausvorstadt?“ Und ich bekomme die Antwort: „Das ist keine Landhausvorstadt. Das ist die Kolonie der Jode.“ — Ich will keine billigen Vergleiche anstellen, etwa mit dem Elend der proletarischen Mietskasernen. Aber ich habe doch denken müssen, welche Sorte von Wohnungen in Großstädten dem Gesundheitszustand meist eben noch erschwinglich sind. Und dabei fiel mir ein altes Gebetbuch ein, das ich einmal besah. Denn in dem alten Gebetbuch stand an einer Stelle: Hier lasse einen Seufzer, und wenn du kannst mehrere!

Gegen das Esperanto. Die Stuttgarter „Kommische Tagespost“ teilt ein Brief mit, den der „Deutsch-Nationale Handlungsgehilfen-Verband“ an einen Esperanto-Verband gerichtet hat, der ihn um Unterstützung seiner Bestrebungen gebeten hatte. Von rein praktischen Erwägungen kommt der Verband zu einer klaren Beurteilung dieser Bestrebungen. Er gibt zunächst eine Uebersicht über die Vorteile, die die deutschen Handlungsgehilfen durch ihre Sprachkenntnisse vor den jungen Kaufleuten aller anderen Nationen haben und fährt fort: „Alle diese Vorteile würden dem deutschen Handel durch das Esperanto entzogen werden. Der deutsche Handel würde seine Führer, die er heute in allen Weltteilen hat, verlieren, er würde seine eigenartige Vorzugsstellung anderen handeltreibenden Völkern gegenüber einbüßen. Es wäre somit durchaus verstandlich, wenn Engländer und Franzosen sich nach Kräften um die Einbürgerung des Esperanto bemühen würden. Für uns Deutsche ist dagegen die Förderung des Esperanto nichts anderes als ein Selbstmordversuch.“ Diese Ansicht deckt sich ganz mit der Stellung, die man auch anderweitig dem Esperanto gegenüber eingenommen hat.

Lugubere. Eine schöne, mutige Tat des hiesigen deutschen Geländers v. Buch wird erst jetzt bekannt. Im Frühjahr dieses Jahres machte der Gelände einmal einen Spaziergang an der Alzette in Paris. Plötzlich sah er etwas in dem Markt angekommenen Junges treiben, das er zunächst für ein Mädel Knecht hielt. Einem Knecht kommen erwiderte er, daß es ein Kind war. Kurz entschlossen sprang Herr v. Buch ins Wasser, erreichte schwimmend das inzwischen untergegangene Kind, das bereits das Bewußtsein verloren hatte, und brachte es ans Ufer. Die Wiederbelebungsvorkehrungen hatten Erfolg, und das Kind, das bei der steigenden Strömung unfehlbar ertrunken wäre, wenn nicht der Gelände in so aufopferungsvoller Weise seine Rettung unternommen hätte, kam mit dem Leben davon. Herr v. Buch brachte das Kind zu seinen Eltern, lebte es aber ab, diesen seinen Namen zu nennen, so daß die weitere Tat erst jetzt bekannt wird.

Hamburg. In Vergeltung bei Wohlthät wurde die Frau Les. Fräulein: Sooft nun zwei jungen Burken überfallen, in ein Obdort geschleppt, gefesselt und ihr 100 Mark geraubt. Die Räuber flüchteten.

Bedenkliches aus dem Gewerbeleben.

Das Gesetz über den unlauteren Wettbewerb hat nach seiner jüngsten Verfertigung noch größere Erfolge gehabt, wie früher, wenn es auch dem unlauteren Treiben im Gewerbe nicht ganz den Boden hat unter den Füßen entziehen können. Bemerkenswert sind Gerichtsentscheidungen, die große Täuschungen des Publikums in letzter Zeit sogar mit Gefängnisstrafen geahndet haben. Es ist wiederholt vorgekommen, daß wenig solide Geschäftleute aus „Zentralpunkten des Verkehrs“ in der „Prepzing“ Unter-

nehmungen eröffnet haben, die nur den Zweck hatten, schnell fragwürdige Ausverkäufe herbeizuführen. Die ausgesprochenen Urteile, die bis zu sechs Wochen Gefängnis gingen, dürften ihre heilsame Wirkung nicht verfehlen. Wehnen ist angeklagt worden, daß eine neue Wendung des Wettbewerbsgesetzes zu dem Zweck herbeigeführt werden soll, um dem Jugabewerben, das sich namentlich bei für die Jugend bestimmten Artikeln vorfindet, ein Ziel zu setzen. Es wird gewünscht, daß eine jede Jugabe unterdrückt werden soll, um alle Täuschungsmöglichkeiten bezüglich des Preises zu beseitigen. Ursprünglich haben sich die Jugaben auf ganz harmlosen und neuen Vorauferungen aufgebaut, erst in der neuesten Zeit ist das moderne Raffinement hineingekommen. Zu erwägen wird sein, ob mit einem radikalen Verbot nicht kleinen Geschäftsleuten, die auf dem früheren Standpunkt stehen, nicht etwa der Verdienst zu sehr erschwert wird. Etwas anderes wird es natürlich in solchen Fällen sein, wo die Jugabe sich ungebührlich breit macht und die Grenzen von Treu und Glauben verwehrt. Eine nicht unter die unlautere Konkurrenz fallende, in dessen doch bedeutliche Verwertung soll besonders die Verkaufsböden und Beamten neuen Geschäftsgründungen zuführen, indem ihnen der Einkauf auf Kredit noch mehr erleichtert wird. Ein französisches Vorgehen soll bei uns zur Geltung gebracht werden, indem „sicheren“ Leuten eine gar nicht unerhebliche Summe in Form von Schecks zur Verfügung gestellt wird, für welche in gewissen Geschäften Waren entnommen werden können. Der Betrag dieser Schecks ist in kleinen Mäßen an bestimmte Stellen zu zahlen. Solche Versuche, die natürlichen Beziehungen zwischen Publikum und heimlicher Geschäftsleute zu lösen, müssen entschieden bekämpft werden, denn abgesehen davon, daß ein großer Augen für den Käufer kaum herauskommt, läuft die Sache auf eine weitere Verfertigung des Vorpostens hinaus, die nichts taugt und für das Publikum in kritischen Zeiten recht unangenehm werden kann. Die Kreditausnutzung ist heute schon eine bedenklich hohe, die besonders vom gewerblichen Mittelstand nicht selten bitter empfunden wird. Sie verleiht aber auch leicht zu Einkäufen, die keineswegs geboten sind, die also nur wirtschaftliche Schwierigkeiten bringen, denn schließlich muß doch eine Begleichung erfolgen. Sie muß auch eine Verfertigung führen, wenn gute, alte Kundenbeziehungen gemaltam gelöst werden. Der Gegenstand hat sich durch die Einkaufsvereinigungen schon oft bedrängt gefühlt, aber dies „verbesserte“ Abzahlungsstern wirkt noch unheimlicher.

Der Kaiser und seine „Stammkneipe“.

Auch seine Stammkneipe hat der Kaiser gehabt, wenn er, wie bekannt, auch nie ein großer Freund von alkoholischen Getränken gewesen ist. Daß er überhaupt taum die Lippen mit Wein oder Bier gereizt hat, wie vielfach behauptet wird, ist nicht zutreffend, er wurde sonst nicht bald nach seinem Regierungsantritt die Bierabende im Berliner Schloß eingerichtet haben, die später wohl etwas in den Hintergrund getreten, aber auch heute noch nicht erloschen sind, denn der Konrad liebt einen soliden Stat. Das Getränk des Kaisers sind zumist Apfelwein und ähnliche Erfrischungen. Immerhin ist das Bier aus der Brauerei eines fürstlichen Freundes auch heute noch unter dem Namen „Tafelgetränk Seiner Majestät des Kaisers“ angeboten. Als Berliner Student hat der junge Prinz Wilhelm auch seinen Platz am Bringenische in der Stammkneipe der dortigen Korpo-Studenten gehabt. Manchem Kommerzienrat, manchem Auswärtigen er beige-wohnt, ebenso 1878 dem römischen Kameopal. Als alter Herr präsierte er einem Jubiläumskommerz der Bonner Borussia und ernannte für den betreffenden Abend seinen ältesten Sohn, den Kronprinzen, der nun allerdings gar kein Hambrunusfreund ist, mit gutem Humor zum Fruchtmajor. Dieser ersten Kammer beim Hauptmann in Bonn folgte im Winter 1888 eine zweite im Jahre nicht mehr existierenden Klosterkeller in der nördlichen Friedrichstraße in Berlin, gegenüber der Kaserne des zweiten Gardebrigade, das zu den ersten „echten“ Lokalen an der Spree gehörte, trat hier der Prinz Wilhelm zwei bis dreimal wöchentlich zum Münchener Bier; er hatte sein bestimmtes Dodelglas, das er ein paar Mal bei jeder Zusammenkunft füllte ließ. Bei der Thronbesteigung hatte dann diese Zeit ein Ende, aber neuerdings hat der Konrad wieder eine Art von Stammkneipe, die ihm selbst gehört. Es ist das auf seine Kosten errichtete Restaurant bei der historischen Wühle im Park von Sanssouci, das er billigen verpachtet hat, wobei er dem Wirt die Verpflichtung auferlegt, auf ausgezeichneten Kaffee zu sehen. Hier trinkt der Kaiser nicht allein eine Tasse Koffee, sondern frühstückt auch, wenn er in seiner Hofküche keinen großen Apparat in Szene sehen will. Große Bierfreunde sind die Hofkellner mit Ausnahme des strenger Soldatenkönigs, des ersten Friedrich Wilhelm (1712—1740), alle nicht gewesen. Dem ganz sein Steintrug Bernauer Bier, das etwa dem heutigen Kulmbacher entspricht, über alles.

Sie sollen sich der Bewirtung des Weierhofes widmen, Sie können die Jagd ansuchen. Sie sollen Ihrem Herrn Oheim und seiner Frau Gemahlin Gesellschaft leisten — kurz, Sie sollen Ihr jetziges Leben aufgeben und sich ganz der Familie Ihres Herrn Oheims anschließen. Ich bin überzeugt, daß Ihre Frau Gemahlin — hier verbeuge er sich gegen Hilde — und die Frau Baronin die besten Freunde werden. Die Frau Baronin ist eine sehr liebenswürdige Dame.
Ich glaube, Herr Rentmeister, nahm Hilde ernst das Wort, daß Sie sich in dieser Annahme täuschen. Ich kenne die jetzige Frau Baronin von früher und zweifle sehr daran, daß wir uns jemals verstehen werden.
Aber, meine Gnädige...
Doch das ist ja nicht ausschlaggebend. Nicht ich habe zu entscheiden, sondern mein Mann.
Koll ging erregt im Zimmer auf und ab.
Die Aussicht, ein sorgloses, ja reiches Leben führen, in dem schönen Schloß Jägerlust wohnen zu können, sich in der freien Natur bewegen und beschäftigen zu dürfen, hatte ohne Zweifel etwas sehr Verführerisches. Besonders aber der Gedanke, seiner geliebten Hilde ein solch schönes Leben bieten zu können, erweckte ein freudiges Gefühl in ihm.
Was meinst Du zu dem Vorschlag, Hilde? fragte er nach einer Weile.
Du mußt selbst zu einem Entschluß kommen, Koll, entgegnete sie. Das Leben, welches Dein Oheim Dir bietet, hält allerdings keinen Vergleich mit unserer jetzigen Existenz aus. Es ist dagegen glänzend zu nennen. Wenn Dein Oheim Dir dieses Leben aus friedlich gestimmtem und gutem Herzen angeboten hätte, dann würde ich Dir entschieden raten das Angebot anzunehmen. Da er aber Bedingungen daran knüpft, so mußt Du selbst erwägen, ob Du diese Bedingungen erfüllen kannst und willst.

(Fortsetzung folgt.)
Leitung Guido Feldler. Verantwortlich für den redaktionellen Teil Paul Forstlich, für den Kettma- und Anzeigenenteil Heinz Lucht, für den Druck und Verlag Wlth. Holzjapel, sämtl. in Bielefeld. Postanschrift und Verlag der Hofbuchdruckerei Guido Feldler in Bielefeld.

Geschäftlicher Reklameteil

Schönheit

verleiht ein zartes reines Gesicht, rosigen, jugendliches Aussehen und ein lebendes süßes Teint. — Alles das erzeugt die echte

Steckenpferd-Seife

(die beste Lilienmilchseife), von Bergmann & Co., Radebeul, 4 Stück 50 Pfg., Preis nach der Cream „Dada“ (Lilienmilch-Cream) rote und grüne Mark weiß und nammentrock. Tube 50 Pfg.